

R. Frein von Oer rät in ihrem Aufsatz (Weihbischöfe und Kollegiatstifte im Fürstbistum Münster seit der Reformation, 104–112), von dem vereinfachenden Schema (hier fromme Weihbischöfe, dort verweltlichte Fürstbischöfe) Abstand zu nehmen. In Münster jedenfalls beruhte die Unterscheidung zwischen Fürstbischöfen und Weihbischöfen im wesentlichen auf dem Prinzip der Arbeitsteilung. Von Bedeutung für die Weihbischöfe war natürlich das Konzil von Trient (1545–1563). Darüber referiert K. Ganzer (Das Konzil von Trient und die Weihbischöfe, 117–121). Bereits vor dem Konzil wurde an den Weihbischöfen harte Kritik geübt. So heißt es in den *Gravamina nationis Germanicae*, viele Weihbischöfe würden bei der Weihe von Kirchen und kleineren Gotteshäusern das von Armut geplagte Kirchenvolk mit überflüssigen Kosten belasten. Auf dem Konzil tauchte das Problem der Weihbischöfe auf bei der Beratung über die „abusus circa administrationem sacramenti ordinis“. Einige Konzilsväter (unter ihnen Kardinal Guise) forderten die Abschaffung des Instituts der Weihbischöfe. Bei dem endgültigen Reformdekret, das am 15. Juli 1563 verabschiedet wurde, war dann allerdings von den Weihbischöfen überhaupt nicht mehr die Rede. Waren Weihbischöfe Politiker? Darüber berichtet H.-J. Schmidt (Weihbischöfe als Politiker, 130–148). Ursprünglich bestand die Rolle der Weihbischöfe gerade darin, durch die Übernahme der geistlichen Aufgaben den Freiraum zu schaffen, der es den Ordinarien erlaubte, sich in der Politik zu betätigen. Tatsächlich war denn auch der Tagesablauf der Weihbischöfe vor allem von liturgischen Handlungen, von Predigten, von Visitationsreisen im Bistum ausgefüllt. Freilich entfalteten die Weihbischöfe auch so eine Wirkung, die (sehr häufig unbeabsichtigt) über die geistliche Sphäre hinausgriff, die Gesamtheit der sozialen Beziehungen erfaßte und politische Konsequenzen hatte. Der zweite Teil des vorliegenden Buches handelt über die *Stifte*. J. Pilvousek (Funktionelle Veränderungen im Erfurter Marienstift des 16./17. Jahrhunderts, 151–166) weist darauf hin, daß Erfurt am Ausgang des Mittelalters die kirchenreichste Stadt Mitteldeutschlands war und drei Stifte besaß: die Kollegiatstifte St. Marien und St. Severi und das Stift der regulierten Augustinerchorherren. Das Marienstift bestand zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus ca. 100 Mitgliedern (Präläten, Kanonikern, Vikaren, Dienern, Schülern). In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555) standen vier Dignitäten an der Spitze des Kapitels: Propst, Dekan, Scholaster und Kantor. Der Propst war in der Frühzeit des Stiftes dessen Leiter, lebte aber im 16. Jahrhundert exemt vom Kapitel. Der eigentliche Leiter des Kapitels war der Dekan. Der Scholaster hatte Überwachungsfunktionen im Gottesdienst und kümmerte sich vor allem um die Schule. Der Kantor schließlich sorgte sich vor allem um die Gesänge im Gottesdienst. Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 erfuhr das Marienstift keine Veränderungen. Was sich änderte, war der Klerus selbst, der ganz im Sinne der Trienter Reformdekrete ausgebildet wurde und wirkte. D. Stievermann berichtet in seinem Artikel über Frankfurt a. M. (Katholisches Stift in evangelischer Stadt, 167–179). Zwar galt in der Frühen Neuzeit das Prinzip „Cuius regio, eius et religio“, aber davon gab es doch erhebliche Ausnahmen. In Frankfurt z. B. waren (trotz der Reformation) der Dom (= das Bartholomäusstift), St. Leonhard, Liebfrauen, Dominikanerkloster, Antoniterkloster (= später Kapuzinerkloster), Karmeliterkloster und das Deutschherrenhaus katholisch geblieben. Im letzten Beitrag, auf den ich eingehen möchte, prüft P. Hersche (Adel gegen Bürgertum? 193–208) die Hypothese, wie weit das bürgerliche Element im Verlauf der Frühen Neuzeit vom Adel verdrängt worden ist. Das Fazit: Aus den *Domkapiteln* ist das Bürgertum tatsächlich verdrängt worden. Insofern kann man von einer Refeudalisierung in der Reichskirche sprechen. Bei den *Kollegiatstiften* haben wir dagegen die entgegengesetzte Entwicklung. Diese niederen Benefizien überließ der Adel den Bürgern. – Ich habe das vorliegende Buch mit Interesse gelesen und kann es nur empfehlen. R. SEBOTT S. J.

FERDINAND VERBIEST (1623–1688). Jesuit Missionary, Scientist, Engineer and Diplomat. Edited by John W. Witek S. J. (Monumenta Serica Monograph Series XXX). Nettetal: Steyler Verlag 1994. 602 S.

Neben Matteo Ricci und Johann A. Schall gehörte Ferdinand Verbiest zu den führenden Chinamissionaren des Jesuitenordens. Als Missionar, Wissenschaftler, Ingenieur

und Diplomat hatte er in Peking eine Schlüsselposition in den chinesisch-europäischen Beziehungen. Anlässlich seines 300. Todestages trafen sich deshalb 1988 auf einem Kongress in Löwen chinesische und europäische Gelehrte, um Leben und Werk des flämischen Jesuiten zu würdigen. Ihre fundierten Vorträge veröffentlichte Witke im vorliegenden Band, den er in sechs Kapitel gliederte. – Unter der Überschrift „Verbiest in Europa“ beschäftigen sich die beiden Beiträge des ersten Kapitels mit neuentdeckten Archivalien über die Familie und das Leben von Verbiest, der 1623 in Pitthem (Westflandern) geboren wurde und 1641 in den Jesuitenorden eintrat. Was er vor seinem Ordenseintritt in Löwen studieren konnte, zeigt der Bericht über die akademischen Verhältnisse, die damals an der dortigen Universität herrschten. Seine philosophischen Studien vollendete Verbiest jedoch nicht an der Universität, sondern 1645 am Jesuitenkolleg in Löwen. Nachdem er fünf Jahre alte Sprachen und Rhetorik unterrichtet hatte, studierte Verbiest in Rom und Sevilla Theologie. 1647 und 1655 bat er, als Missionar nach Südamerika gehen zu dürfen. Da die spanischen Behörden die Überfahrt nicht erlaubten, reiste er 1647 mit einer von Martino Martini geführten Gruppe von Jesuitenmissionaren nach China, wo er 1659 eintraf. Dort missionierte er zunächst in der Provinz Schansi, bis ihn Schall am 9. Mai 1660 als seinen Assistenten nach Peking holte. Wegen des Kalenderstreites saßen die dort lebenden Jesuiten 1664 ein halbes Jahr im Gefängnis und wurden dann unter Hausarrest gestellt. Dieser wurde erst Anfang 1669 aufgehoben, nachdem Verbiest in einem mehrtägigen Wettbewerb mit chinesischen Astronomen die Genauigkeit seiner Berechnungen bewiesen hatte. Der Kaiser ernannte ihn daraufhin zum Leiter des Astronomischen Amtes in Peking. Durch diese hohe Stellung, die er bis zu seinem Tod am 28. 1. 1688 bekleidete, konnte Verbiest das Vertrauen des Kaisers gewinnen und den Fortbestand der Chinamission sichern. – Mit „dem Wissenschaftler Verbiest“ beschäftigen sich die neun Beiträge des zweiten Kapitels. Die ersten beiden setzen sich mit der Behauptung auseinander, die Jesuiten hätten statt des heliozentrischen Systems eine veraltete Astronomie nach China gebracht, und bewerten das wissenschaftliche Gesamtwerk von Verbiest. Welche Bedeutung die europäische Astronomie in China erlangte, zeigen die folgenden drei Untersuchungen, in denen die Entstehung des Buches „Astronomia Europaea“ von Verbiest beschrieben, die von ihm konstruierten astronomischen Geräte mit denen von Tycho Brahe verglichen und der Synkretismus zwischen europäischer und chinesischer Kultur an diesen Instrumenten aufgezeigt werden. Die restlichen vier Aufsätze würdigen die geographischen und kartographischen Werke Verbiests und fragen, welchen Einfluß er auf die chinesische Wissenschaft ausgeübt hat. – Wie „der Ingenieur Verbiest“ seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nutzte, um das erste mit Dampf betriebene Fahrzeug zu bauen und auf kaiserlichen Befehl die chinesische Armee mit neuen Kanonen auszurüsten, von denen einige heute noch in europäischen Museen zu sehen sind, zeigen die vier Beiträge des dritten Kapitels. – Aufgrund seiner Sprachkenntnisse und des Vertrauensverhältnisses zum Kaiser, dessen engster Berater er war, spielte „der Diplomat Verbiest“ eine wichtige Rolle in den chinesisch-russischen Beziehungen. Bei seinen Gesprächen mit den russischen Gesandten versuchte er, für die Missionare die Erlaubnis zu bekommen, auf dem Landweg durch Rußland nach China zu reisen. Wie wichtig diese Reiseroute damals war, zeigen seine diplomatischen Bemühungen, die dafür erforderliche Genehmigung des Zaren durch die Vermittlung des polnischen Königs zu erhalten. Da es auch diesem nicht gelang, den Landweg nach China zu öffnen, mußten die Missionare weiterhin den gefährlichen Seeweg benutzen, auf dem viele den Tod fanden. Verbiests diplomatische Aktivitäten weckten das Mißtrauen hoher chinesischer Beamter, die ihn beschuldigten, für Rußland zu spionieren. Dieser Vorwurf, der lange im Cihai-Wörterbuch erhoben wurde, wird im vierten und letzten Beitrag dieses Kapitels als unbegründet zurückgewiesen. – Trotz zahlreicher Sonderaufträge des Kaisers, die er neben seinen Verpflichtungen als Leiter des Astronomischen Amtes zu erledigen hatte, verlor „der Missionar Verbiest“ sein eigentliches Ziel, in China die christliche Botschaft zu verkündigen, nicht aus den Augen. Welche Bedeutung er dadurch für die Geschichte der katholischen Kirche Chinas erlangte, zeigt der erste der zehn Aufsätze des fünften Kapitels. Die folgenden drei Beiträge untersuchen, welchen Einfluß Verbiest auf die Religionspolitik des Kangxi-Herrschers hatte, machen auf Unzulänglichkeiten und Fehler aufmerksam, die seit Matteo Ricci die Missionierung

behinderten, und vergleichen das Wissenschaftsverständnis der Jesuiten mit dem der chinesischen Gelehrten. Mit den religiösen Schriften von Verbiest, mit seinem chinesischen Katechismus und den Auswirkungen der den Jesuiten im Juli 1675 vom Kaiser geschenkten Inschrift „Jing Tian“ auf den Ritenstreit befassen sich die nächsten drei Abhandlungen. Das Kapitel beschließen drei Aufsätze über die Beziehungen Verbiests zu Martino Martini, über seine angebliche Exkommunikation und seinen Umgang mit der chinesischen Bürokratie. – Die drei Beiträge des letzten Kapitels beschäftigen sich mit den Dialogen über die Berechnung des Kalenders, die Jean-François Foucquet unter dem Titel „Lifa Wenda“ veröffentlichte, mit der Errichtung der französischen Missionsstation in Peking und mit Theophilus Siegfried Bayers Publikationen über Verbiest. – Die wissenschaftlichen Abhandlungen, die hier nur stichwortartig vorgestellt werden konnten, bieten eine umfassende Darstellung von Leben und Werk Verbiests und geben Einblick in eine wichtige Epoche der Chinamission. Die kenntnisreichen Studien sind durchweg verständlich geschrieben und leicht zu lesen. Überschneidungen und Wiederholungen konnte Wittek mit seiner guten Gliederung der zahlreichen Beiträge weitgehend vermeiden. Eine Bibliographie einschlägiger Literatur zur Chinamission und ein umfangreiches Register runden den gelungenen Kongreßbericht ab, den jeder studieren sollte, der sich ernsthaft für Verbiest und die Chinamission interessiert.

J. OSWALD S. J.

FRIEDRICH SPEE ZUM 400. GEBURTSTAG. KOLLOQUIUM DER FRIEDRICH-SPEE-GESELLSCHAFT TRIER. Hrsg. v. *Gunther Franz*. Paderborn: Bonifatius 1995. 394 S.

Die Spee-Gedächtnisjahre 1985 (350. Todestag) und 1991 (400. Geburtstag) haben bereits eine Fülle von Sammelbänden und Einzelliteratur hervorgebracht, ganz abgesehen von der nie erlöschenden Faszination dieser einzigartigen prophetischen und dichterischen Persönlichkeit. Dies hier ist der dritte Sammelband speziell Trierer Spee-Forschung; er enthält die Vorträge des Trierer Spee-Kolloquiums von September 1991. – In 18 Beiträgen wird der Rahmen von Leben und Wirksamkeit Spees beleuchtet, wobei die *Cautio Criminalis* einerseits, das dichterische und spirituelle Profil Spees (in *Trutz-Nachtigall* und *Göldenem Tugend-Buch*) andererseits praktisch die beiden Schwerpunkte bilden. Nach einer Würdigung des verstorbenen Trierer Spee-Forschers Anton Arens durch den *Herausgeber* (11–15) behandeln zunächst der *Rezensent* den allgemeinen historischen Lebensrahmen Spees (17–31), dann *Balthasar Fischer* die Schöpfungsfrömmigkeit Spees (33–50), *Helmut Weber* die „Bedeutung des Gewissens bei Friedrich Spee und in der Moralthologie seiner Zeit“ (51–65), schließlich der *Herausgeber* „Friedrich Spee und die Bücherzensur“ (67–99). Speziell über die *Cautio Criminalis* handeln die Beiträge von *Alois Hahn* („Die *Cautio Criminalis* aus soziologischer Sicht“, 103–110), *Gunther Franz* („War Friedrich Spee ein Bekämpfer des Hexenwahns?“, 111–113), *Günter Jerouschek* („Friedrich Spee als Justizkritiker. Die *Cautio Criminalis* im Lichte des gemeinen Strafrechts der frühen Neuzeit“, 115–136) und *Italo Michele Battaferrano* („Die rhetorisch-literarische Konstruktion von Spees *Cautio Criminalis*“, 137–148). Es folgt der Komplex der beiden geistlich-poetischen Schöpfungen *Trutz-Nachtigall* und *Göldenes Tugend-Buch* mit 6 Beiträgen aus der Feder von *G. Richard Dimler* („Friedrich Spee und die frühe jesuitische Emblem-Tradition“, 151–158), *Ludwig M. Kuckhoff* („Friedrich Spees *Göldenes Tugend-Buch*“, 159–179), *Kurt Küppers* („Friedrich Spee und Wilhelm Nakatenus“, 181–196), *Hans-Georg Kemper* („Bann-Strahlen der Poesie. Magie und Mystik in Spees *Trutz-Nachtigall*“, 197–212), *Dieter Breuer* („Weil vnser Fantasy eine solche krafft hat. Friedrich Spees manieristische Poetik des immerwährenden Gotteslobs“, 213–227) und *Franz-Günther Sieveke* („Die Paternoster-Paraphrase der *Trutz-Nachtigall*. Überlegungen zum theologischen Argumentationsstil bei Friedrich Spee“, 229–242). Hinzu kommen drei Beiträge, die sich speziell mit den Spee-Liedern und ihrer Rezeptionsgeschichte befassen: von *Theo G. M. van Oorschot* („Welche geistlichen Lieder hat Friedrich Spee wirklich verfaßt?“, 245–263), *Bernhard Schneider* („Die Wirkungsgeschichte der Lieder Friedrich Spees in katholischen Gesangbüchern vom Barock bis zur Gegenwart“, 265–348) und wiederum *Gunther Franz* („Spee-Lieder in evangelischen Gesangbüchern“, 349–376). Eine von *Michael Embach* zusammenge-